

Es muss ein Moment gewesen sein wie im Kino, das Erwachen am Morgen, besser noch Spätmittag nach 1968: Drei Männer in Frankfurt, jeder vor 1945 geboren, älter als die, die damals auf den Straßen marschierten, in den Untergrund gingen oder bizarre Karrieren machten. Jörg Fauser, Jürgen Ploog und Carl Weissner zählten eigentlich zur *Silent Generation*, wie man in Übersee gesagt hätte. Diese drei Autoren aber weigerten sich zu schweigen. Umkrempeln wollten sie nicht die Gesellschaft, sondern die Literatur. Sie sollte auch auf Deutsch so sein wie die aus Übersee. Nicht Wiedergutmachungsromane, keine erhobenen Zeigefinger, auch nicht Emigration in neue Innerlichkeit – sondern Zeilen wie Be-bop. Mit Spaß und am Puls der Zeit. Straßenpoeten wie in Amerika, aufrüttelnd und authentisch wie das, was da draußen in der Welt passierte.

Fauser, Ploog und Weissner waren eine außerliterarische Opposition. Mit dem Nimbus einer Bande. Sie schrieben deutsche Beat- und Underground-Literatur, verwandt mit den Publikums- oder Kritikerbeschimpfungen bekannterer Autoren: Handke, Brinkmann, Fichte, Zahl. Das Trio Fauser, Ploog und Weissner aber wurde bewundert, belächelt – und in den Underground abgeschoben.

Der jüngste der drei, Jörg Fauser, wurde nach seinem Tod 1987 zum Insider-Typ für neue Autoren wie Stuckrad-Barre oder Clemens Meyer – und schließlich wiederentdeckt, vielfach übersetzt, mit fünf Gesamtausgaben aufgelegt, wenn man Varianten mitzählt. Carl Weissner hatte mehr Glück, seine Übersetzung des amerikanischen Dichters Charles Bukowski in eine unerhörte Knallsprache erreichte Auflagen von mehr als 100.000 Exemplaren. Das öffnete Türen.

Nur Jürgen Ploog blieb weitgehend unterm Radar. Jetzt aber zielt nur sein Gesicht allein den Umschlag eines Essays über die drei Renegaten: „Gegen die Fußgängermentalität“ von Simon Sahner, Literaturwissenschaftler und Redakteur des Online-Feuilletons „54books“.

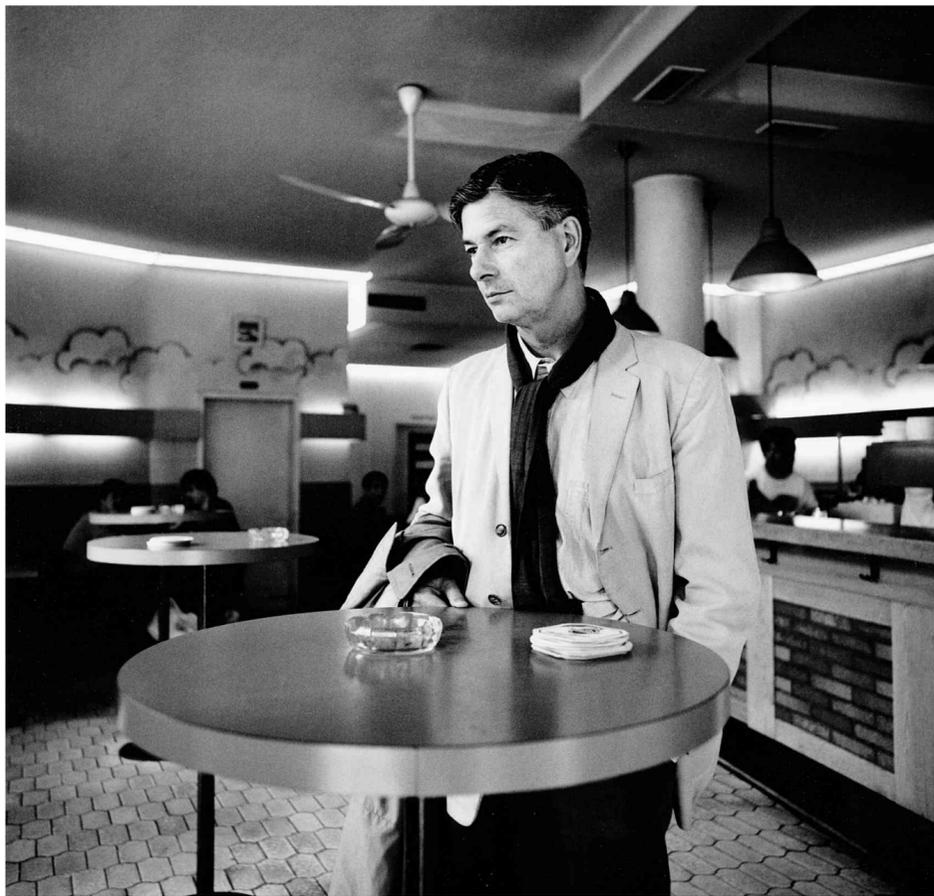
Ausgerechnet Ploog also ist auf dem Cover, der so gut wie unbekannt geblieben ist. Ploog war Jahrgang 1935 wie Dennis Hopper, wohnte über Jahrzehnte in Frankfurt, schrieb und arbeitete in aller Welt. Veröffentlichte lange und viel vor den anderen beiden – und auch danach – und wurde aber nach einem Ver-riss in der „Neuen Rundschau“ praktisch sein halbes Leben lang übergegangen.

Jede Kritik aber bestätigte Ploogs Position. Schulterzuckend und etwas bitter bestieg er die nächste Maschine. Ploog arbeitete bei der Lufthansa als Pilot, fremd an allen Orten und in allen Zeitzeilen. Seine Internetpräsenz „ploog.com“ ging online, als der Facebook-Gründer Mark Zuckerberg vierzehn Jahre alt war. Storys aus Ploogs Band „Der Raumagent“ wurden Ende 1999 vom Digitaldesigner Marco Spies ins Web transferiert – als „multimediale hypertext & interactive 3D audio play“. Ploog stand an der Spitze der Avantgarde – als schreibender Pilot.

Bis 1997 hatte Ploog fünfzehn Bücher veröffentlicht. Bei fast genau so vielen Verlagen. Kaum einer von ihnen wollte einen zweiten Titel. Jedes dieser Bücher war auf neue Weise befremdend und erhellend gewesen, mit und ohne Bilder, mit parallelem Ticker-Tape-Text, nervös und elektrisierend. Schon die Titel waren wie Songs: „Nächte in Amnesien“, „Motel USA“, „Sternzeit 23“, „Radar-Orient“ ...

Ploog begegnete dem, was er als Hegemonialkultur verabscheute, der „Bewusstseins- & Kulturwaschmaschine“ im „Brachland BRD“, abgeklärt. Der Flugkapitän musste ja nicht hausieren gehen mit seinen Büchern. Andererseits brachte ihm exakt diese finanzielle Unabhängigkeit eine absolute Unabhängigkeit im Kreativen, wie Wolf Wondratschek bemerkt hat. Als sich in Armlehnen noch Aschenbecher aufklappen ließen, hing Ploog zwischen zwei Flügen in Rio oder Penang herum und schrieb. Wie ein Besessener. Nach der Pensionierung zunehmend essayistisch, präzise, messerscharf. Las und schrieb – nach Kerouac und McLuhan – zum Ende des Jahrtausends auf den Spuren von Virilio, Baudrillard, Vilém Flusser. Erschien im Dreiteiler im „Kaffee Burger“ in Berlin zur Social-Beat-Lesungen. Sein Aufruf zur Stilrevolte einer „Techno-Anarchie“ kam zwei Jahrzehnte später an.

Bereits 1969 oder 1970 – keiner weiß es mehr, keiner führte Tagebuch – wollten und schrieben Fauser, Ploog und Weissner, was in einem anderen Kosmos spielte als „Deutschstunde“. „Gruppenbild mit Dame“ oder Grass? „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“. Ihre Texte hießen „Manhattan Muffdiver“ (Weissner), „Der Strand der Städte“ (Fauser), „Groschnavigation“ (Ploog). „Terpentin On The Rocks“ hieß die Gedichtsammlung, die Carl Weissner gemeinsam mit Charles Bukowski herausbrachte – und „mit der mir klar wurde“, schreibt der Autor Franz Dobler, „dass Bukowski/Weissner eine Kombination war, sowas wie eine Band. Ich war etwa siebzehn. Baader/Meinhof war für mich auch so-



Der Schriftsteller und Lufthansa-Pilot Jürgen Ploog, 1988

Foto Harald H. Schröder

Einer flog über die deutsche Literatur

Jürgen Ploog war Autor. Und Pilot. Und ein multimedialer Pionier. Seinen Freund Jörg Fauser kennen alle – höchste Zeit, auch Ploog und sein Werk kennenzulernen. Ein Essay macht jetzt den Anfang.

Von Matthias Penzel

was wie eine Band ... Ich war mir sicher, dass Bukowski/Weissner wie eine Band arbeiteten und eine Menge Spaß hatten.“

Wie das Trio Fauser, Ploog und Weissner aufeinandertraf, hat Fauser 1984 in mehreren Szenen verewigt. In „Rohstoff“, einem autobiographischen Roman, trifft der Erzähler beim Vorstellungsgespräch mit dem Darmstädter Verleger Joseph Melzer erstmals auf Ploog – und dessen erstes Buch „Cola Hinterland“. „Ein Buch hob sich von allen anderen durch einen silberglänzenden Umschlag ab, auf den Zeilen aus dem Originalmanuskript in Vergrößerung gedruckt waren“, heißt es in „Rohstoff“. „Es war ein deutscher Autor: Anatol Stern. Ich blätterte das Buch durch und staunte nicht schlecht. Dagegen war ich mit meinen Längsstrichen ein Waisenknabe. Auf manchen Seiten war der Text in Spalten aufgeteilt, es gab fettgedruckte Passagen, und was die Interpunktion anging, hatte Stern sich vom Duden anscheinend völlig abgeseilt.“

Alles aus dem Leben abgeschrieben. Die Personen – manche aus 68er-Protagonisten amalgamiert – haben durchgehend Pseudonyme, nur die Schriftstellerikone William S. Burroughs nicht, die Fauser – alias „Harry Gelb“ – einige Seiten später im Buch in London besucht. Burroughs hatte im echten Leben 1967 in Heidelberg den Studenten Weissner aufgesucht, der zwei Jahre später mit Ploog nach London fährt, um ihm dort Burroughs vorzustellen. Ploog andererseits hatte 1963 Burroughs' Kultbuch „Naked Lunch“ im Magazin „konkret“ vorgestellt. Ein ganzes Paralleluniversum, verdrachtet wie vernetzt, kaum zu kartographieren.

In „Rohstoff“ taucht Carl Weissner als „Lou Schneider“ auf, ein transatlantischer Schmuggler. Oder wie der Autor und Literaturwissenschaftler Enno Stahl vor gut zwanzig Jahren festhielt: „Man kann ohne Umschweife sagen, dass Weissner der wichtigste Brückenkopf US-amerikanischer Gegenliteratur in Deutschland war.“ Weissners Glück war sein Pech: Der Erfolg lähmte das eigene Schreiben. Aber machte ihn bereits zu

Lebzeiten legendär, auch aufgrund seiner langjährigen Beziehungen mit Ginsberg, Burroughs, Bukowski, seiner Kontakte zu Janis Joplin. Später übersetzte er Songtexte von Bob Dylan, Frank Zappa, Rolling Stones, Leonard Cohen, aber auch Autoren wie Hunter S. Thompson oder die Fotografin Diane Arbus.

Dass Jürgen Ploog nun das Cover des Essaybuchs von Simon Sahner schmückt, ist so sensationell wie passend. Ploog war übrigens der Einzige in „Rohstoff“, dessen Pseudonym Fauser nicht erfunden, sondern gefunden hatte – wie Ploog selbst vermutet: „Anatol Stern“, schrieb dieser in einer Mail, zwei Wochen nach seinem 84. Geburtstag im Mai 2019, „kann nur auf den polnischen Futuristen zurückgehen. Leider habe ich mit Fauser nie darüber gesprochen. Verstehst sich, dass der Name perfekt passt.“

Entscheidend für die aktuelle Wiederentdeckung oder Neubewertung des Trios sind die Nachlässe von Fauser und Weissner, zu erforschen im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Zu erschließen bleibt, was da noch alles war. Zum Beispiel, wie Ploog Marshall McLuhans Theorien vom Medium als Botschaft literarisch umgesetzt hat – und das später theoretisch reflektierte. Dann seine ausführlichen Auseinandersetzungen mit der amerikanischen Autorin Kathy Acker, auch seine frühen Zeitschriftenaufsätze wie „Der Roman als phänotypischer Umkreis“, erschienen 1964, letzte Texte wie „Fake Fiktion“ von 2019. Zudem sein Werk als studierter Grafiker, seine Comicmontagen, seine Arbeit an der bis heute herausstechenden Literaturzeitschrift „Gasolin 23“ (online längst frei zugänglich für alle). Und natürlich seine Film- und Wortmontagen, unterstützt mit Videorekorden, Skalpell und Tonband.

Einen Anfang zur Neuerschließung Ploogs hat Simon Sahner jetzt mit seinem Essay „Gegen die Fußgängermentalität“ gemacht, in dem er auch nachzeichnet, wie Ploog bei der legendären Tagung der „Gruppe 47“ in Princeton draußen vor der Tür verharrt. Sehr viel-sagend, vielleicht verärrerisch. „Die gruppeneigenen Jungschreiber zückten ihre knitterfreien Manuskripte, & die gruppeneigenen Kritiker unterdrückten Verdauungsstörungen.“ Der Text, den Ploog darüber schrieb, „Princeton von aussen“, wurde in einer Frankfurter Studentenzeitung zuerst abgedruckt, später in „Ploog Tanker“, einer Art „Greatest Hits“ des Autors. Am 19. Mai 2020 ist Jürgen Ploog in Frankfurt gestorben.

Simon Sahner, „Gegen die Fußgängermentalität. Deutsche Beat- und Undergroundliteratur“. Edition Text+Kritik, 140 Seiten, 24 Euro.



VIER FRAGEN AN SARAH MORRIS

Was lesen Sie?

Gerade habe ich Tom Burgis' „Kleptopia: Wie Geheimdienste, Banken und Konzerne mit schmutzigem Geld die Welt erobern“ gelesen. Es erzählt detailliert von Menschen, Unternehmen und den spezifischen Entscheidungen, die sie treffen und warum. Es liest sich wie ein Thriller, nur dass hier Korruption in Echtzeit beschrieben wird, wie sie jetzt gerade in den Städten und Nationen, in denen wir uns bewegen, geschieht. Außerdem habe ich „Capotes Women“ von Laurence Leamer zu Ende gelesen. Was mir daran gefällt, ist, dass es die Entgleisung Trumans zeigt und er sich trotzdem 1959 mit Harper Lee in Kansas wiederfindet, wo er für den „New Yorker“ über den Clutter-Mord berichtet und aus diesem Material dann sein Buch „Kaltblütig“ entsteht. Die offensichtliche Asymmetrie zwischen seinem Sozialleben, den Frauen, mit denen er Zeit verbrachte, und der Entstehung dieses Buches ist extrem. „Kaltblütig“ ist eines meiner Lieblingsbücher, weil es sich der Realität auf eine höchst provokante Art bedient. Ich bin mir nicht sicher, ob ein anderer Romanautor als J.G. Ballard dem nahekommt.

Was hören Sie?

Kürzlich hörte ich „String Theory“ von David Foster Wallace als Hörbuch. Diese autobiographische Form der Berichterstattung erinnert mich an meine eigene Zeit als Teenager, als ich Tennis spielte. Die Besessenheit, die Geometrie, die Isolation, der Raum in deinem Kopf – und natürlich die Socken. Heute Morgen habe ich mir meine eigene Stimme angehört, in einem Podcast, den ich in Hamburg über meine Ausstellung „All Systems Fail“ aufgenommen habe. Die Worte, die ich spreche, sind meine Realität ebenso wie die Pausen, die Ellipsen, die Zeichensetzung und der Rhythmus während des Aussprechens. Da ich in New York lebe, destilliere ich ständig den Lärm und das Adrenalin der Stadt, wie sie uns jeden Tag vorschreibt, wie wir uns verhalten und bewegen sollen. Das Ganze wird zu einer ganz eigenen Erzählung, die wir uns zunutze machen können, wie wir wollen.

Was sehen Sie?

Ich sehe ständig Dinge. New York, den Fluss, die Frachtschiffe, die Nachrichten, Instagram und manchmal auch Filme. Ich habe gerade „Marnie“ und „Die Vögel“ von Hitchcock noch ein-

mal geschaut und wieder gesehen, wie viel Psychologie in Stil, Timing sowie in der Konzentration auf die weibliche Hauptfigur stecken kann. Man fragt sich ja zum Beispiel die ganze Zeit, was in dieser Handtasche ist, die Marnie trägt. Außerdem habe ich mir gerade auf Youtube Tina Turners Interview in der CBS-Sendung „60 Minutes“ aus dem Jahr 1996 in Südfrankreich angesehen. Ihre Geschichte ist bemerkenswert, irgendwie fesselnd. Ich liebe die Art, wie sie spricht und schaut – und eben gerade nicht in die Kamera blickt. Sie ist eine Überlebende, und ich denke, in gewisser Weise sind wir das alle. Ich mag die Art, wie sie über Amerika spricht.

Was nervt Sie?

Dass ich nicht genug Zeit habe. Im Moment bin ich in der Postproduktion von zwei Filmen, die ich im April gedreht habe, bereite eine Show für Südkorea und eine für New York vor, plane einen Tunnel in Abu Dhabi. Die Liste ließe sich ewig weiterführen. Das alles bringt mich in so viele verschiedene Situationen. Dieser Arbeitsfluss



Sarah Morris

ist sehr beanspruchend, aber natürlich auch ein absolutes Vergnügen – der gesamte Prozess. Ich liebe und hasse Deadlines gleichermaßen. Darüber hinaus wird das Marcel-Breuer-Gebäude des Whitney Museums an Sotheby's verkauft. Das scheint ein schlechter Vorbote für das, was kommen wird. Ich frage mich: Womit müssen wir als Nächstes rechnen?

Übersetzt von Laura Helena Wurth

Sarah Morris, 1976 in Kent, Großbritannien geboren, hat seit den Neunzigerjahren ein umfangreiches Werk an Gemälden, Filmen, ortsspezifischen Wandmalereien und Skulpturen geschaffen. Darin beschäftigt sie sich meist farbintensiv mit Netzwerken, Typologien, Globalisierung und der Architektur der Stadt. In den Deichtorhallen Hamburg ist bis 20. August „All Systems Fail“ zu sehen.

Der wüste Autor

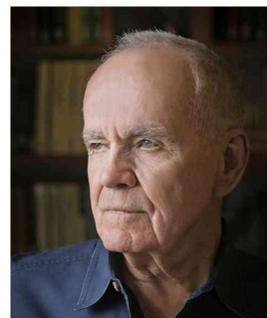
Zum Tod von Cormac McCarthy

Abends sattelte er sein Pferd und verließ das Haus in westlicher Richtung. Der Wind hatte sich fast gelegt, und es war sehr kalt; vor ihm, unter den blutroten Wolkenriffen, kauerte blutrot und elliptisch die Sonne. Die Geschichte vom jungen Cowboy John Grady Cole aus Texas, der auszog, das Fürchten und die Liebe zu lernen, reiten konnte er schon, ist erst drei Seiten lang, da fällt dieser Satz. Und hat man diesen Ton einmal gehört, in dem Cormac McCarthy seine Romane schrieb, kriegt man ihn nicht mehr aus dem Kopf.

„All die schönen Pferde“ heißt dieser, erschienen 1992. Eine Liebesgeschichte, Tiergeschichte, Wüstengeschichte, Brutalitätsgeschichte, wie es die meisten sind, die McCarthy erzählt hat. Jetzt ist dieser gewaltige amerika-

nische Schriftsteller mit fast neunzig Jahren gestorben, im Herbst hatte er noch zwei Romane kurz hintereinander veröffentlicht. Dem größeren Publikum wird er in Erinnerung bleiben für seine Vorlage zum Coen-Brüder-Film „No Country for Old Men“, aber vor allem als amerikanischer Existenzialist, als wüster Autor, der für die Erfahrung der menschlichen Existenz den Westen als Metapher entdeckt und immer wieder beschworen hat: die Grenze zwischen Texas und Mexiko, Übergangsbereiche, Transformationsräume, in denen Aufbruchhoffnung und brutales Scheitern sich wiederholten und so extreme Sinneserfahrungen mit sich brachten, blutrote Wolkenriffe und blutrote Sonne, dass McCarthy auch die wiederholen musste, damit man sich keine Illusionen macht, dass es hier um alles geht, um den nackten, bloßen Menschen, in dem es auch blutrot pocht, blutrot.

„In der Nacht träumte er von Pferden auf einem Feld in der Hochebene, wo der Frühlingsregen das Gras und die Wildblumen aus dem Boden gebracht hatte und blaue und gelbe Blumen das Blickfeld füllten.“ Unter den vielen harten Stoffen McCarthy's – wie „Die Straße“, wie „Die Abendröte im Westen“ – zählt „All die schönen Pferde“ zu den weicheren. Ein Gesang auf eine Landschaft, tags unerträglich heiß, nachts unerträglich kalt, alles, was lebt, unter permanenter Anspannung, kurz vorm Zerspringen. Das fast elektrische Summen dieser Anspannung ist die Cormac-McCarthy-Melodie.



Cormac McCarthy, 1933–2023 Foto AP

Tobias Rütger